

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 79 (1953)
Heft: 17

Artikel: Schüsse im Friedhof
Autor: Homberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-492207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

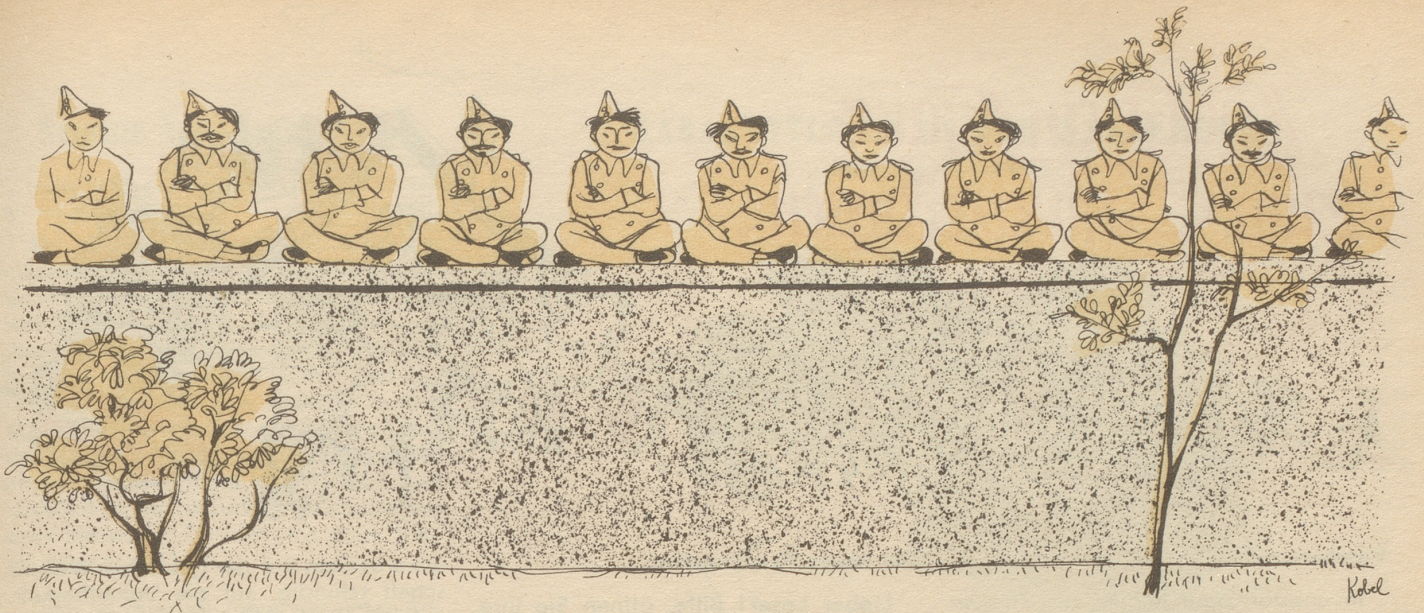
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Im Suchen nach erzählbaren Begegnissen aus der Vergangenheit stieß ich irgendwann und seither immer wieder auf ein Histörchen, das mir jedesmal die Finger jucken macht, sobald ich mich mit ihm befasse. Indessen haben starke Bedenken eine Niederschrift bislang verhindert, und wenn ich es nun trotzdem tue, so entspringt das der Einsicht, daß, was öffentlich und vor aller Augen sich begibt, auch wohl geschrieben werden darf, sofern es nichts Unzuchtiges und die Sitte Verletzendes ist.

Es ist eine an sich tiefernste Geschichte, die man von sich aus nicht mit Humor traktieren dürfte, ohne einen Hagschauer von Vorwürfen auf seinem Haupte zu vereinigen. Aber das Leben selbst hat auf eine so köstliche Weise die Heiterkeit neben das Schwere gesetzt, daß ich meine, den ersten Kern nicht ungebührlich anzutasten, indem ich meinerseits das Heitere mit Heiterkeit berichte.

Es geschah 1940, als wir Schweizer wieder für ein paar Jahre ein einzig Volk von Brüdern waren und die Kleinen ausnahmsweise beinahe so viel galten wie die Großen. Wir lagen damals unser zirka 20 Mann auf Interniertenwache im Luzernischen. Das Dorf war stattlich und das Objekt, welches wir zu bewachen hatten, auch: etwa 200 abenteuersüchtige echte Franzosen und um die 150 mit Schlitzaugen aus Indochina, die inzwischen nicht mehr durchaus nach Mariannes Gängelband zu lechzen scheinen.

Die Schlitzaugen bereiteten uns wenig Mühe, wir fingen sie jeden Abend vollzählig ein und sie verbrachten die Nächte nach Vorschrift. Mit den Stammfranzosen war das anders. Schon das abendliche Einfangen gestaltete sich schwierig, wo sie doch bereits am Tage allerhand undurchsichtige Sachen vollbrachten, infolge derer sie sich im ganzen Dorfe zerstreuten und den Appell wahrscheinlich mit Vergnügen verpaßten. Aber richtig los ging es bei ihnen erst zur Nacht. Da brachen sie oft rudelweise zu dringenden Geschäften aus und wir hatten dann die Ehre, die Herren wieder einzusammeln, was bei ihrer

SCHÜSSE IM FRIEDHOF

Durchtriebenheit natürlich zumeist vorbeigelang. Von diesen Geschäften zu berichten, gehört indessen nicht hieher, darüber kann das Amt für Bevölkerungsstatistik erschöpfendere Auskunft geben, es liegt dort vermutlich eine reichhaltige Literatur über dieses Thema auf. Immerhin, interessant wäre es, wenn auch nicht erhebend, aber Diskretion war schon immer meine Schwäche, und ich wollte doch von etwas anderem erzählen.

Ein Wehrmann aus dem Dorf war gestorben und sollte militärisch bestattet werden. Wir erhielten diesbezügliche Befehle und marschierten zur festgesetzten Stunde mit großartig geputzten Flinten und etwas blinder Munition zum Friedhof. In unseren Galaanzügen selbstverständlich. Es muß ein prachtvoller Anblick gewesen sein, wenn man den damaligen Stand des helvetischen Uniformwesens bedenkt.

Auf dem Friedhof waren zugegen eine Menge Volk, der Damenchor, der Männergesangsverein, wir – das Militär, ferner die Anverwandten, der Pfarrer und auch der Verstorbene. Oben auf der Kirchhofmauer saßen Leib an Leib die 150 Asiaten und waren prallvoll von Neugier, wie ich vermute. Feststellen ließ sich das nicht, die gelben Gesichter schienen zugefroren wie Lotos-Teiche im Winter und gaben nicht die kleinste Regung preis. Es sah aus, als hockten 150 fernöstliche Buddhas zu Studienzwecken auf der Mauer und die Weisheit Asiens blickte etwas verständnislos auf Europa nieder. Die Mauer war in diesem Falle eine chinesische und mußte in Zukunft als Novum von der Geographie berücksichtigt werden.

Die Exoten zuckten nicht mit einer Lippe, als die Feier begann. Sie saßen bewegungslos wie Gartenzwerge und

glichen sich für okzidentale Augen wie die Stücke von einem Serienartikel. Man brauchte nur den ersten anzusehen, um zu wissen, wie die andern waren.

Die Bestattung verlief ohne Beeinträchtigung, bis wir an die Reihe kamen, unsere je drei Schüsse darzubringen. Der Offizier kommandierte, und wir knallten ziemlich gleichzeitig alle zwanzig den ersten Holzzapfen ins Blaue.

Darauf waren nun aber die Buddhas nicht eingerichtet. Es ist ja auch klar, daß sie kaum damit rechneten, in der Schweiz dieselben Töne zu vernehmen, wie an der Front in Frankreich drüben. Sonst hätten sie nicht zu türmen brauchen. Jedenfalls ging ihnen schon die erste Salve verheerend nahe. Sie brachte binnen einer einzigen Sekunde alle 150 Mann aus dem Gleichgewicht und veranlaßte sie, wie ein Spuk von der Mauerkrone zu verschwinden, um alsdann jenseits hinter alle möglichen Gelegenheiten in Sicherheit davon zu stieben, ehe die Kanonade ihren Fortgang nahm.

Die Wirkung dieser Wirkung war ebenfalls verheerend. Außer dem Verstorbenen hatte jedermann Mühe, einigermaßen ernst bei der Sache zu bleiben, der Pfarrer mit inbegriffen. Aber indem er ins Gebetbuch flüchtete und sich auf diese Weise der Gefahr entheben konnte, ein Opfer des Lachzwanges zu werden, ging es ihm doch wesentlich besser, als uns andern.

Der Damenchor rettete die Lage mit Hilfe eines feierlichen Liedes, während welchem die zwei Dutzend singenden Mäuler aber dauernd die deutliche Neigung verrieten, lieber zu kichern als zu fremolieren. Meinerseits schob ich ein Streichholz zwischen die Zähne und zerbiß es, wodurch es mir gelang, mich an einem deplacierten Benehmen zu verhindern. Wie die andern es zuwege brachten, weiß ich nicht, immerhin kam nach einiger Frist alles wieder in das richtige Geleise und der Tote zu einer Abschiedsfeier, wie sie ihm gebührte. Der Oberleutnant sagte später, er habe sich dort gezwickt, wo der Rücken seinen guten Namen verliert, und das habe ihm geholfen, die notwendige Würde zu bewahren.

Alfred Homberger